



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Am Panamakanal : ein musikalisches Capriccio

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

unerfreuliche Zahmheit und Unbeholfenheit an, die in ihrer ganzen Schwäche namentlich neben den virtuoson Leistungen ihrer Nachbarn, eines Schmuizer und G. F. Schmidt, recht ins Auge fällt.

Von der „Manier“ dieser letztern urteilt der Begründer der wissenschaftlichen Kupferstichkunde, Adam von Bartsch, selbst ein Schüler Schmuizers, in seiner „Anleitung“: sie sei „ein mehr oder minder vollständiger Inbegriff der Regeln, wonach ein vollkommener Kupferstich eigentlich bearbeitet sein soll, und dieserhalb gebührt ihr vor allen übrigen der Vorzug.“ Wir sind heute dank der Belehrung, die uns gerade die von Bartsch angebahnte geschichtliche Betrachtungsweise hat angeeignet lassen, auch andern und ältern Richtungen der Grabsticheltechnik mehr gerecht geworden und sehen in der „Vollkommenheit“ der Arbeiten eines Schmuizer und Schmidt zunächst nur eine auf die Spitze getriebene technische Verfeinerung des Kupferstichverfahrens, die auch in unserm Jahrhundert nicht überboten worden ist, weil sie mit den dem Kupferstecher zu Gebote stehenden einfachen Mitteln schlechterdings nicht zu überbieten ist. Der Kultus der Virtuosität ist aber auch meist ein Anzeichen des Verfalls einer Kunstgattung, und viele — ich erinnere an die internationale Ausstellung der graphischen Künste in Wien (1884) — sehen daher mit pessimistischem Seitenblick auf die Leistungen unsers Jahrhunderts, das durch seine zahlreichen photomechanischen Vervielfältigungsverfahren dem Kupferstich eine gefährliche Konkurrenz geschaffen hat, die umso schwerer zu besiegen sein dürfte, als unsre Zeit auch im Kunstgenuss hastig und ohne Teilnahme für die ernste, mühevollen Arbeit des schaffenden Genius allein der augenblicklichen Wirkung den Preis zuerkennt. Vielleicht hilft die Berliner Ausstellung auch hier mit zu einer gerechtern Würdigung beitragen, und wie bei Künstlern schon oft eine geschichtliche Ausstellung Anregung zur Wiederaufnahme älterer technischer Verfahren geboten hat, so bezieht sich vielleicht auch an ihr die Teilnahme des Publikums für solche Versuche.



Am Panamafanal

Ein musikalisches Capriccio



In einem schönen Februartage des Jahres 1910 landete ein junger deutscher Gelehrter, der mit dem deutschen Dampfer von Sidney über den Stillen Ocean gekommen war, im Hafen von Panama und mietete für sich, seinen Diener und sein Gepäck einige Maultiere nebst der entsprechenden Führerzahl. Er wollte quer über die Landenge nach dem Hafen von Aspinwall gehen und unterwegs so viel als möglich von den Riesenarbeiten am Panamafanal sehen, der in nächster Zeit

den Atlantischen mit dem Stillen Ozean verbinden sollte. Seitdem vor beinahe zwei Jahrzehnten die französische Aktiengesellschaft, die das Weltwerk zuerst in Angriff genommen hatte, schon zum drittenmale „verkracht“ war, hatte ein großer nordamerikanischer Unternehmerkreis, der die Börsenkönige des jüngsten Menschenalters einschloß, das Riesenunternehmen weitergeführt, es nahte seiner Vollendung, und nur die Überwindung der Felsstrecke am Cerro Gulebra sollte nach den Berichten noch ungeheure Schwierigkeiten verursachen. Dreizehnmal war die Arbeit auf dieser Strecke ins Stocken geraten, nicht aus Mangel an Kapital, sondern weil die lebendigen Arbeitskräfte versagten. Weder die Neger von den westindischen Inseln, noch die Kulis aus den überfüllten Sübprovinzen des himmlischen Reiches hatten die übermenschlichen Anstrengungen dieser Spreng- und Bohrarbeiten unter tropischer Sonne und im giftigen Hauch der umliegenden großen Sümpfe ausgehalten. Seit ein paar Jahren waren nun mehrere tausend deutsche Arbeiter besondrer Art in den Dienst der Kanalgesellschaft gestellt worden, von deren Leistungen Wunderdinge verlauteten. Der deutsche Reisende hätte, ganz abgesehen von seiner Teilnahme für den fast vollendeten Bau, schon um dieser Landsleute willen den Weg genommen, den er jetzt einschlug. Denn in hinterindischen und ozeanischen Zeitungen hatte er so verworrene, widerspruchsvolle Berichte über die „Kräfte“ oder „Hände“ gelesen, deren sich die amerikanische Kompanie seit mehreren Jahren bediente, daß es ihn trieb, mit eignen Augen und Ohren eine Anschauung und Überzeugung zu gewinnen. Ohne längern Aufenthalt und nach mäßiger Erquickung trat er seine Forschungsreise landeinwärts an und hatte gerade genug mit aller Tropenmühsal, verzehrendem Sonnenbrand, unüberwindlichem Staub, Schwärmen von Moskitos und mit Ameisen, die jeden Ruhesitz bedrohten, zu kämpfen. Er war also darauf vorbereitet, seine Landsleute nicht gerade in beneidenswerter Lage vorzufinden.

Doch die Wirklichkeit, der er sich am dritten Tage gegenüber sah, übertraf seine schlimmsten Erwartungen. Je näher er der Lagerstadt am Cerro Gulebra kam, die nach dem Bericht Pablos, des Maultiertreibers, gegen zwölf tausend Arbeiter beherbergte, und je mehr er von den Arbeiten selbst zu sehen erhielt, umso mehr begriff er, daß es sich hier um eine harte, markverzehrende Arbeit handelte, und umso weniger wunderte er sich, daß er, ehe er die Zelt- und Hüttenmassen längs des Kanalbetts erreichte, schon auf ein halbes Duzend großer, über Friedhöfe stieß, über die der Flugsand hinwegte und die von Kakteen und tropischem Gestrüpp überwuchert wurden. Desto lebhafter war sein Erstaunen, als er zwischen den Reihen der bleichen, schaufelnden, steinebrechenden, schuttführenden Arbeiter hineilte, daß er meist intelligenten Gesichtern begegnete, desto unbegreiflicher dünkte es ihn, daß gerade diese wenig kräftigen und zum Teil zierlichen Gestalten Hacke und Schaufel handhabten. Sein Staunen wuchs zu einer Art Betäubung, als er auf eine Reihe von phan-

taftischen Einzelheiten aufmerksam wurde. Das geringste war noch, daß die Signale zu den einzelnen Teilen der Arbeit mit Hörnern und Trompeten und zwar mit Motiven aus den neuesten großen musikalischen Tetralogien und Pentalogien gegeben wurden, und daß er aus der großen dramatischen Phantasie „Die erste und die letzte Welt,“ die in anglo-franco-germanischer Neusprache gedichtet und in Newyork komponirt war und die an je zehn Abenden in den großen Städten der Vereinigten Staaten von Nord- und Mittelamerika aufgeführt wurde, hier die ersten Töne zu hören bekam. Viel auffälliger und wunderlicher erschien es ihm schon, daß lange Reihen der Erdarbeiter sich bei ihrer harten Beschäftigung musikalisch unterhalten ließen. Auf je tausend Schritte stand zwischen vier hohen Pfählen mit einer Matte von Reisstroh gegen den Regen überdacht, ein zerdrohener Flügel oder eines jener ungeheuern Instrumente in kreisrunder Form, die man neuerdings in Europa erfunden hatte und an denen vier Spieler oder vielmehr Spielerinnen zugleich saßen. Denn obschon es überall die Arbeiterreihen entlang donnerte, bröhlte oder säufelte, obschon den größtentheils verdorrnen und verstimmten Instrumenten das unglaublichste an schwierigen Musikstücken abgewonnen wurde, so waren es ausschließlich weibliche Hände, die die harte Arbeit der Männer mit musikalischer Unterhaltung begleiteten und würzten. Den funkelnden Blicken, den zusammengekniffnen oder herabhängenden Lippen der Hörer konnte übrigens unser junger Gelehrter leicht entnehmen, daß die arbeitenden Männer fast ausnahmslos nicht übel Lust hatten, die Klavierspielerinnen abzulösen und sämtlich zu übertrumpfen. Die Aufseher, rohe Yankee mit großen Stücken Kautabak in den Backentaschen, wußten durch warnende Zurufe und zorniges Auspeien die Spiellustigen immer wieder bei der Schaufel zurückzuhalten. Ein einzigesmal bemerkte der Reisende, daß ein junger Mann allen warnenden Zurufen trotzte, seine Hacke dem Aufseher vor die Füße schleuderte, mit fliegenden Haaren und glühenden Augen an den Flügel stürzte und die blasse Pianistin verdrängend dasselbe wildbewegte Stück, das sie eben vorgetragen hatte, mit verdoppelter Kraft spielte. Dann rief er laut: „Der Tagelohn für heute und morgen ist hin, aber ihr habt doch die große Panamafanalphantasie von Ossip Tremolinski einmal ordentlich gehört.“ Dann raffte er, während der Aufseher zwei dicke rote Striche in seine Arbeiterliste eintrug, sein Werkzeug wieder auf. Die Klavierspielerin setzte sich mit einem müden und resignirten Lächeln wieder an den Flügel und begann ein neues Bravourstück. Übrigens sahen die Damen, denen die seltsame Unterhaltung zusiel, ohne Ausnahme ebenso vergrämt, verhungert und verkommen aus wie tausende der arbeitenden Männer. Je weiter der Reisende vordrang, umso seltsamer erschien ihm alles, umso übler ward ihm zu Mute, hier und da traf er zur Abwechslung statt des Klavierkonzerts ein Quartett von Streichinstrumenten an; hier waren es meist Männer, die spielten, aber durchgehends nur solche, denen man ansah, daß ihre

letzten Kräfte für die schwere Kanalarbeit nicht mehr ausreichten. Alles, was der junge Gelehrte erblickte und auf Befragen erfuhr, erschien ihm unheimlich und peinlich und erweckte die seltsamste Mischung von Widerwillen und Abscheu in seiner Seele. Ehe er die eigentliche Zeltstadt und in dieser eine Art Schenke erreichte, die Pablo als die beste empfahl, sagte er sich bereits, daß er zu den Höllenklüften (Malefolge) der Göttlichen Komödie eine neue schlimmere kennen gelernt habe. Die Danteschen Verse

Per mi si va nella città dolente,
Per mi si va tra la perduta gente.

lagen beständig auf seinen Lippen.

So war es nur natürlich, daß er in der Bodega, kaum zu Sitz und Trunk gelangt, den Wirt, der sich sofort als einen Deutschen zu erkennen gab, mit hastigen Fragen bestürmte. Wer waren die Leute, die hier unter dem härtesten Zwang die schwerste Arbeit verrichteten, wie kam es, daß hier ausschließlich Musiker Hacke und Schaufel führten, was sollten die musikalischen Unterhaltungen unter der Tropensonne und angesichts so schwerer Mühen, wer lockte diese unglücklichen Landsleute hierher, und warum war es nötig, ihnen durch das Anhören meist anspruchsvoller und schwieriger Musik das Gefühl des Elends zu steigern? Warum sangen sie nicht lieber, anstatt dem Spiel auf verstimmten Klavieren oder dreisaitigen Geigen zu lauschen, und wie war der ganze tollhändlerische Zustand hier zu erklären?

Der Wirt hörte die Fragen des Unerfahrenen mit überlegnem Lächeln an und sagte dann: „Ja, Herr, das ist alles sehr einfach! Der Kanal verschlingt Menschen, und in unserm alten Deutschland sorgen sie unermüdlich dafür, daß es nie an zehntausend Leuten gebricht, denen keine Zuflucht mehr bleibt als die Panamaaktienkompagnie, die Schaufel und das Maisbrot, das sie hier im Tagelohn verdienen. Vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren, als ich noch drüben im Reiche war, fing das Unheil schon an, daß in der deutschen Lieblingskunst, in der Musik, viele Tausende mehr ausgebildet wurden, als menschenmöglicherweise eine Versorgung in der Ausübung ihrer Kunst finden konnten. Die Konservatorien, Musikanstalten und Gesangsinstitute, Hoch-, Mittel- und Klipp-schulen, schossen wie Pilze nach dem Regen auf. Da mußten schon alljährlich hunderte und aber hunderte ins Ausland wandern, wo der deutsche Musiker, sobald er nur bescheidne Stellungen beanspruchte, noch immer willkommen war. Als musikalischer Lehrer und Orchesterspieler fanden sie von Rußland bis nach Südamerika Unterkommen. Aber sie trugen ihre gute Schule überall hin, die armen dummen Teufel! und überall bedurfte man ihrer von Jahr zu Jahr weniger. Derweile wendeten sich im alten Deutschland Tag für Tag immer mehr Menschen der Musik als Lebensberuf zu, und die Musikschulen vermehrten sich wie Kaninchen oder Mäuse. Nicht alle Welt war blind, Herr, man hörte

und las aus tausend Warnungen, und kluge Leute sagten deutlich heraus, daß, je mehr Musiker in der Welt vorhanden wären, umso scharfer nach ihrem Talent gefragt werden müsse, und umgekehrt, daß je mehr Konservatorien und Musikschulen entstünden, deren Eigentümer und Lehrer von ihnen leben wollten, gut leben wollten, Herr, umsoweniger nach dem Talent der Schüler gefragt werden könne. Aber was die Späßen von allen Dächern pfeifen, das hört eben keiner, und wenns tausendmal wahr ist. Sie müßens drüben immer toller und toller getrieben haben, so in den neunziger Jahren und bis zum neuen Jahrhundert muß ein wahres Fieber geherrscht haben. Ums Jahr 1900 las ich, daß es in Berlin allein zwölfhundertundachtzig Musikschulen gebe, und schon eine Meile im Umkreis in jedem Dorf eine und in jeder Stadt, die größer war als Pasewalk und Prenzlau, ein halbes Duzend, und als der große Krieg von 1901 zu Ende war, da muß es immer schlimmer und schlimmer geworden sein. Die Leute wußten nun schon, daß, wenn einer unter tausenden von sogenannten Künstlern eine gute Existenz gewann, dies war wie das große Halbmillionenlos in der Braunschweiger oder Leipziger Lotterie. Doch wie jeder sein Viertel oder Achtel auch nur in der Hoffnung auf die halbe Million oder wenigstens die Hunderttausend spielt, so drängten sich die Schüler in die Konservatorien und Musikschulen. Sie verkümmerten zu Zehntausenden, sie verhungerten zu Tausenden, sie nahmen sich zu Hunderten das Leben, aber das waren die Enttäuschten, und die Zahl der hoffenden Anfänger wurde darum nicht kleiner, sondern täglicher größer. Da sie ein Deutscher sind, Herr, so müssen Sie doch etwas davon wissen."

"Etwas, nicht viel"! räumte der junge Gelehrte ein. „Das wußte ich, daß in Deutschland und in halb Europa infolge der wahnsinnigen Massenabrichtung für eine Kunst, zu der man etwas mehr als Lust und Ehrgeiz mitbringen muß, die Lage der Musiker sehr peinlich ist, daß selbst die bestbefähigten von denen zur Seite gedrückt werden, die großes Vermögen besitzen und die Laune haben, sich dieser Kunst hinzugeben. Ich habe auch viel gehört, daß diese schlimmen Verhältnisse den schlimmsten Einfluß auf die armen Musiker selbst gehabt haben. In keinem andern Berufe soll der Brotneid in seiner häßlichsten Gestalt so überwiegen, jeder haßt jeden, weil er in jedem einen Verkleinerer der schmalen Bissen von Auskommen und Erfolg erblickt, die ihm selbst in Aussicht stehen. Aber das erklärt mir nicht, was ich hier sehe. Wie kommen die tausende von deutschen Musikern hier herüber — wer ist auf den tollen Einfall gekommen, gerade diese unglücklichen Leute hier am Kanal arbeiten zu lassen?"

"Sa, Herr, das war so!" sagte der Wirt, der sich inzwischen vertraulich zu seinem Gast gesetzt hatte. „Als die große Panamakanalkompagnie in New-York und Cincinnati schließlich keine Arbeiter mehr kriegte, als selbst die Langzöpfe nicht mehr heranzwollten, weil die Leute hier hinstarben wie die Fliegen,

da schickten die Direktoren der Kompagnie Agenten nach dem überfüllten Deutschland. Und die hatten denn bald weg, wo die ärmsten Teufel, die verzweifeltsten Existenzen in Masse zu finden seien! Die erboten sich, Leute zu Tausenden zu liefern, wenn man den Leuten nur gewisse Gewohnheiten lasse, ihnen bei der Arbeit Musik mache, sie in den Freistunden Musik treiben lasse, ihnen ihre Parteiungen, ihre Liebe und ihren Haß nicht störe. Sie verbürgten sich, daß diese deutschen Musiker nach allem Hunger und Elend, die sie ausgestanden hatten, wie Galeerensklaven arbeiten würden. Sie sagten voraus, daß nie wieder Mangel eintreten könne, auch wenn der Kanalbau die Menschenleben zu zehntausenden verschlinge. Denn der nächste Erfolg des Abflusses von einigen tausend unseligen Künstlerexistenzen werde in Deutschland die Gründung einiger hundert neuer Musikschulen sein, an denen man noch rücksichtsloser als bisher nie nach dem Talent, nie nach der möglichen Zukunft, nur nach der Zahlung des Honorars frage. Und so kam genau, Herr! Ehe der erste Transport hier verbraucht war und drüben bei Matachin lag, kam von Hamburg und Bremen schon ein zweiter — ich weiß nicht, wieviel ihm seitdem gefolgt sind —, ich halte meine Schenke erst seit drei Jahren, wo ich von Samaila hier herüber kam. Nun, es ist ein guter Boden, die armen Landsleute lassen draufgehn, was sie verdienen, haben auch Recht, da es doch der Mühe nicht lohnt, etwas zu sparen. Aber so lange ich hier bin, sind sie schon ein paarmal abgelöst worden, über ein Jahr haltens nur wenige aus.“

Der Reisende fühlte sich von dem Gesichtsausdruck seines abenteuernden Landsmannes peinlich berührt. „Herr, wie können Sie noch lächeln bei so namenlosem Elend so vieler tausende von unglücklichen Menschen? Ich möchte so schnell als möglich wieder abreißen, um solchen Jammer, in dem man doch nicht helfen kann, nicht weiter mit ansehen zu müssen. Aber daß ich drüben im alten Lande Lärm schlagen werde, darauf können Sie sich verlassen!“

„Wird Ihnen nichts helfen!“ versetzte phlegmatisch der Bodegabesitzer. „Wenn Lärmschlagen das geringste ändern oder bessern könnte, hätte es schon vor Jahrzehnten geschehen müssen. Jetzt ist's, wies ist! Ich bin nicht schlimmer als die andern, ich habe noch keinem fein Rännchen Alicante verweigert, auch wenn ers nicht mehr zahlen konnte. Und was wollen Sie? Die Leute sind auf ihre Art ganz glücklich. Sehen Sie das Völkchen nach Feierabend. Heute Abend finden im Lager sieben Konzerte statt — drei große Orchesterkonzerte, vier andre, alle gratis, es fehlt nie an Mitwirkenden. In drei Debattirvereinen wird gekämpft, von den vier musikalischen Zeitungen, die im Arbeiterlager gedruckt werden, erscheinen heute zwei. Es giebt hier vier Zeitungen, Herr, „Bach und Brahms,“ die kämpft für formstrenge Musik, zwei Wagnerblätter, „Siegfried“ und „Tristan,“ in denen die beiden Zweige der Wagner Schule sich auf Leben und Tod befehdn und lästern, endlich „Das musikalische Morgenrot,“ wo die Bewunderer aller Meister aus dem vorigen Jahrhundert von Beethoven

bis Wagner und Brahms als armselige Zöpfe allzumal verspottet werden. Mr. Everett von der „Ersten und letzten Welt,“ der große Pausler von Pauselsheim in Wien und Ossip Tremolinski, das sind ihre Leute — und die junge Schule auf den Samoainseln und in der tofotodischen Republik! — Sie sollten wirklich bleiben, Sie können Wunderbares erleben.“

Aber der junge Gelehrte ließ sich vom Zureden des Wirtes und von allen Aussichten, die ihm eröffnet wurden, nicht halten. Er zahlte, er befahl Pablo, die Maultiere satteln zu lassen, was dieser, der sich im Vorüberreiten in eine der jüngsten deutschen Musikerinnen, die draußen am Kanal den Flügel mit der fünfreihigen Tastenpyramide vollends zerhieb, verliebt hatte, nur fluchend ins Werk setzte. Aber die kleine Karawane entramm dem Lager in der That und erreichte nach einigen Stunden den Flecken Matachin, wo der Kanal längst vollendet war. Vergeblich suchte sich hier der Reisende von all den Gespenstern des Elends, der Sorge, des Todes, die der Tag ihm vor Augen gebracht hatte, zu befreien. In seinen späten Schlummer hinein drängten verworrene Träume von den schaufelnden Musikern, die das Kanalbett und zugleich ihre eignen Massengrüfte gruben, er sah all die tausend hoffnungslosen und unglücklichen Gesichter, er hörte Orchestererdbeben und ferne Klaviergewitter, er träumte, daß es die zehntausendfünfhundert deutschen Musikhulen, die zu solchem Unheil und Sammer abrichteten, herostratisch in Brand stecke und selbst in den Flammen umkomme.

Bis zu seinem Erwachen wollen wir uns mit der Gewißheit trösten, daß wir noch 1889 und noch nicht 1910 schreiben.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Parlamentsstatistik. Welche Parteien sich während der letzten Sitzungsperiode des deutschen Reichstages am meisten um das Vaterland verdient gemacht haben, das läßt sich jetzt in Ziffern nachweisen. Daß es die Freisinnigen und die Sozialdemokraten sind, wird niemand überraschen. Im Neben haben die erstern alle übrigen weit hinter sich gelassen: Herr Rickert nahm allein 121 mal das Wort, 28 mal öfter als der Nächste, der konservative Abgeordnete von Mantuffel. Und dabei kommt noch in Betracht, daß dieser als Berichterstatter über das Altersversicherungsgesetz, also gewissermaßen in amtlicher Eigenschaft, thätig war, der Freisinnige hingegen freiwillig Dienste that. Außerdem waren auch die Herren Schrader, Richter, Baumbach sehr fleißig. Von der sozialdemokratischen Partei brachte es ihr hervor-